

Reinhard Bullig

Kindermund und Alter Ego

agenda

Kleine Reihe Literatur | 32

Reinhard Bullig

Kindermund und Alter Ego



agenda Verlag
Münster
2020

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel.: +49(0)251-799610
www.agenda.de, info@agenda.de

Druck & Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-660-6

„Heiterkeit, güldene, komm!“¹⁾

Inhalt

1. Vorwort	9
2. Opa, hast du an dein Geld gedacht?	10
3. Der wird selig werden!	18
4. Mach doch daraus eine heitere Geschichte!	21
5. Die Lehrer wissen nichts davon!	25
6. Ich bin zwei!	27
7. Jürgen Tür aufmachen kann!	31
8. Die Eier haben so lange gebraucht, bis sie braun werden!	34
9. Wo der Himmel ist, bin ich hingefallen!	37
10. Wir fahren mal nach Bethlehem!	40
11. Was sind Gespenster?	42
12. Was hat der denn verbrochen?	45
13. Die mit den weißen Stängeln, das sind die Birken, die kennen wir ja schon!	47
14. Wo sitzt der Empfänger in dem Radio?	49
15. Ja, wenn man's nicht hat, kann man sich's machen!	54
16. Bist du auch gern alleine?	57
17. Ich will zwei Kinder haben, eines heißt Mechanik' und eines Magnetizismus	61
18. Wo hat der denn sein Leben untergebracht ohne Zuhause?	65
19. Es muss doch Sinn haben!	69
20. Papi, lesen wir Euler?	74

21. Was machst du dir für'n Stress?	81
22. Was ist denn das für eine Performance?	84
23. Ist das deine Schule?	88
24. Na, heut ist doch Vatertag!	91
25. Opa, wir brauchen dich, auch wenn du schon im Grabe liegst!	95
26. Ganz rot-orange Fische gibt's da in Trunnen!	99
27. Ich denke oft an Euch!	102
28. Nachwort	103
Anmerkungen	104

1. Vorwort

„Nicht nur Kleine reden dummes Zeug, auch Große!“, hatte Jürgen, der Held unserer Kasuistik, vor 4 Jahrzehnten als Kind verkündet. Sein Vater Norbert reklamierte damals mehr Respekt, doch heute behauptet er, um kein dummes Zeug zu reden, sollten wir zu Kinderworten greifen. Hören wir die Kasuistik des überspannten Philologen Norbert, den sein Arzt und Bruder vergeblich therapieren will. Doch der Mediziner muss zur Kenntnis nehmen, dass sich sein Patient mit den Rezepten seiner Kinder und Kindeskindern erfolgreich selbst behandelt.

2. Opa, hast du an dein Geld gedacht?

„Opa, hast du an dein Geld gedacht?“, vernahm mein Bruder Norbert die energische Stimme seines Enkels Ulrich. Der Junge trat mit seinen 13 Jahren schon wie ein junger Mann auf. Norbert raste zurück zum Automaten und schnappte nach dem Geldschein, nicht ohne Sorge, die Klappe könnte seine Finger treffen. Karten in den Schlitz zu schieben, mit dem Display umzugehen und Nummern zu drücken, war lästig genug. Bei der Aufforderung, das bereitgestellte Geld auch anzunehmen, hatte Norbert gestreikt. Schon ein Jahr zuvor war ihm derselbe Lapsus unterlaufen. Damals stand kein Enkel zur Verfügung. Als er zahlen wollte, war seine Briefftasche leer. Mein Bruder hielt sich für bestohlen. Nach einem halben Jahr bewies ein Eingang, dass die Bank seiner Geldentnahme ohne Geldentnahme auf die Spur gekommen war.

Vor 50 Jahren, in Studentenzeiten, hatte Norbert auf die Frage eines Freundes: „Was ist wichtiger zu wissen, wie eine Klingel funktioniert oder ein Gedicht entsteht?“, prompt bekannt: „Wie ein Gedicht entsteht!“ Um die Jahrhundertwende fuhr mein Bruder ein Auto auf Kredit. Die Raten waren zwar gering, aber die Verschuldung so teuer, dass die Rückführung nicht abgeschlossen war, als der Wagen schrottreif wurde. Er nahm wieder Geld auf, kaufte sich ein neues Auto, während er das andere noch abbezahlte. Mein Bruder fand es „poetisch“, dass ihm noch jemand Geld lieb, weil die Banken bekannterweise den Regenschirm verweigern, wenn es regnet. Er war erfolgreich im blauen Anzug zur gelben und im gelben zur grünen Bank gegangen.

An einem Samstagmorgen des vergangenen Jahres staute es sich seinetwegen vor der überfüllten Kasse. Die Kreditkarte meines Bruders war unauffindbar. Diesmal war es sein Sohn Jürgen, der die Rechnung übernahm. Dem Kunden hinter ihnen wurde die Prozedur zu lange.

„Sie sind ein Dummkopf!“, schrie er meinen Bruder an.

„Nein Sie sind dumm!“ rief der zurück, „Viele meinen, dass ich klug bin!“, prahlte sein Gegner.

„Weil diese Leute dumm sind!“, gab Norbert zu verstehen.

Wütend trat sein Kontrahent auf meinen Bruder zu: „Und Sie sind ein Prolet!“

„Der Prolet sind Sie!“, kam es zurück.

„Ich bin sogar Professor!“, schmettete der Zeitgenosse. „Trotzdem sind Sie dumm!“, beharrte Norbert.

Den Streithahn zog seine Frau am Ärmel fort, nicht ohne noch zu sagen: „Der Opa kann kein Geld am Automaten ziehen!“

Meinem Bruder fehlten Briefmarken, um Ostergrüße zu verschicken. Der Automat an der Straßenecke funktionierte nicht. Das Display zeigte einen Arbeiter mit Schaufel in der Hand. „Baustelle“ stand darunter. Verärgert begab sich Norbert zur Post, die eine Viertelstunde weiter lag. Die Schlange vor dem Tresen stand schon an der Pforte. Also versuchte er es mit dem Automaten an der Eingangstür. Aber der streikte ebenfalls. Ein Zettel mit „Defekt“ verschloss den Schlitz. Wütend hob Norbert das Papier und opferte zwei Euro. Der Automat blieb stumm. Da kam ein Schnösel von der Seite und sagte: „Da steht ‚defekt‘ dran!“ „Glauben Sie immer, was auf Zetteln steht?“, verblüffte mein Bruder den jungen Mann.

Nicht nur Banken, Kassen oder Automaten waren Norberts Testobjekte. Er warf Bonmots wie Bälle und schloss von der Art, wie sein jeweiliger Gesprächspartner ihn auffing, auf Charakter oder Wissen. In der Kirche lagen Zettel mit Kirchenliedern. Auf dem Deckblatt prangte eine Sonne im Smiley-Stil und ein Bibelwort: „Ihr seid das Licht der Welt!“ (Mt 5.14)

Norbert fand die Zeichnung geschmacklos, erinnerte sich an seinen Frust mit dem defekten Automaten, gab seiner Neigung zum Fauxpas nach und fragte seine Nachbarin: „Glauben Sie immer, was auf Zetteln steht?“

Die Dame ignorierte ihn für den Rest der Feier. Er hatte ihr die Laune an dem Fest verdorben, aber genoss zufrieden wegen des Bonmots die Kirchenfeier.

Als Lehrer hatte er seine Ausrutscher in Mitgefühl stets korrigieren können. Seine Schüler mussten wiederkommen und konnten gestreichelt werden. Sie konnten ihn nicht ignorieren, wie jene Dame in der Kirchenbank, sondern mussten sich mit Witzen helfen, wie ihm sein Enkel Ulrich kürzlich einen präsentierte: „Es gibt leere Flaschen und solche, die sind Lehrer!“

Doch Spaß beiseite. Vor Spott schütze meinen Bruder stets sein grandioses Wissen, das er auf subtile Art ironisch präsentierte. Wie alle, die nicht mit sich im Reinen sind, wirkte er magnetisch auf die Schüler, die allesamt an Reifestörung litten. Er war als Lehrer, so meine ich, genau am Platz. Mit ihm sahen sie auf einen Himmel von Gestirnen, und jedes Sternbild war das Werk eines seiner Dichter. Er überzeugte in gesunden Zeiten seine Schüler und verschaffte sich im Alter den Charme des ewigen Studenten.

Seitdem er Lehrer war, war Testen bei meinem Bruder zur Routine geworden. Klassenarbeiten bedeuteten ja eine Art von Test. Mit seinen Zeitgenossen verfuhr Norbert wie mit seinen Schülern. Wenn er von Nobelpreis sprach, belustigte er sich an ihrem Lächeln, weil sie an „Kleinigkeiten“ wie Nobelpreis Anstoß nahmen. Bei Kafka vertraten ihm in „Forschungen eines Hundes“²⁾ die Schoßhündchen die Philosophen. Er begeisterte damit seine Schüler, bei seinen Kollegen kam er aber übel an. Sie warfen ihm Nestbeschmutzung vor, zumal er die Chance nutzte, sie auf den Arm zu nehmen: „Meine Herren, halten Sie denn nichts von Schößen?“

Mein Bruder hatte ein System daraus gemacht, in dem auch Gedichte funktionierten. Er lenkte zum Beispiel das Gespräch auf die Bankenkrise, kam auf die Schweiz zu sprechen, nannte Zürich, um zu Gottfried Benn zu kommen, und zitierte: „Meinen Sie Zürich zum Beispiel sei eine tiefere Stadt, wo man Wunder und Weihen immer als Inhalt hat?“³⁾

Die einen sagten: „Ach, wir besuchten Zürich letztes Jahr!“

Andere brüskierte er, weil sie auf der Bahnhofstraße shoppen waren. Immer behielt er die Oberhand, denn keiner wusste: „Dennoch steht ein Standbild Gottfried Kellers am rechten Ufer des Zürichsees!“

Ein Kinderbuch war Norbert einst besonders lieb. Einem Buben war im Traum gesagt worden, nur eine im Wald verborgene blaue Blume könne seiner kranken Mutter Heilung bringen. Er begibt sich in der Nacht zum Bahnhof, besteigt eine blaue Lok, die denken kann und Herz hat. Sie freut sich über die Sonderfahrt zu ungewohnter Zeit und fährt

genau die Weichen und Strecken in die richtige Richtung. Sie weichen einem Schnellzug aus, der von hinten heranbraust, weil es dem Jungen gelingt, die Lok auf ein Abzweiggleis zu führen. Beide schauen besorgt auf den kleiner werdenden Kohlehaufen im Tender. Schließlich hält die Lok in einem einsamen Waldstück. Der Bube steigt aus und sieht von Ferne eine wunderschöne blaue Blume leuchten. Er pflückt sie und seine Lok kutschiert ihn nach Hause, wo sie in der Dämmerung des Morgens ankommen. Strahlend vor Freude bringt der Sohn seiner Mutter die Blume. Keiner hat etwas gemerkt. Nur der Lokführer wundert sich und überlegt, ob er am vergangenen Abend vergessen hat, die Kohlen nachzufüllen.

Im Buch gingen meines Bruders Kinderträume in Erfüllung. Im Leben gab sein Taufspruch „Der wird selig werden.“ (Mr 16.16) ihm eine Sicherheit, die nicht begründet war, aber wunderbarerweise nicht ins Desaster führte, obwohl er jede Planung vermieden hatte, unbekümmert über wirtschaftliche Probleme hinweggegangen war, und sich ungern von anderen belehren ließ. Ein kryptisches Zusammenspiel von Glück mit Instinkt verhinderte seinen Absturz, vergleichbar dem von Pferden, die in der Nacht vor einem unsichtbaren Abgrund stehen bleiben.

Schon als Knabe fuhr er mit dem Fahrrad auf eine Wandertour, obwohl er wusste, dass sein Geld nicht reichte. Erfolgreich spekulierte er darauf, dass sein Defizit per Postzuweisung ausgeglichen würde. Wenn die Wirklichkeit seinen Wünschen entschieden widersprach, was immer mehr der Fall war, suchte er sich eine Welt mit Hilfe seiner Bücher. Um Held, Schuft oder Mörder zu werden, schlüpfte er in li-

terarische Gestalten, kurz: Er schob sein Leben in die Phantasie. Ihr Kontext waren fremde Wirklichkeiten. Seine Welt glich einer Bühne. Er hörte sich selbst in fremden Sprüchen und Gedichten reden, existierte in Gestalten, die von anderen erdacht waren und lebte in Gesellschaft mit Figuren, die fremde Vorstellungen verkörperten. Die Wirklichkeit und seine Zeitgenossen erfasste er, indem er sie mit den Gestalten seiner Parallelwelt verglich. Er maß sie gleichsam mit der Elle seiner literarischen Gestalten.

Gedichte stellten für meinen Bruder das gesunde Leben dar, obwohl sie oft genug das Produkt von Sonderlingen waren. An ihnen orientierte er sich wie an Straßenschildern, wenn er sich entscheiden musste. Ich fand ihn am besten, wenn er beschrieb: Empfindungen, Stimmungen und Menschen. Am liebsten schrieb mein Bruder aber „frei ins Blaue.“, was ihm an Eigenem und Fremdem einfiel, und bearbeitete die entstandene Collage, bis ein konsistenter Text entstanden war. Er war zwar schöpferisch, aber mit seinen literarischen Versuchen wäre Norbert arm geblieben. Um seine Literatur zu Geld zu machen, hatte er eine Karriere als Germanist gestartet, war promoviert, aber ohne feste Stelle. Mit 36 Jahren und als Vater von drei Kindern, hatte er Taufen, Kommunionen und Beerdigungen finanziert, war aber Assistent geblieben und darauf angewiesen, dass seine Frau in der Schule unterrichtete.

Mein Bruder sagte also der Universität Adieu und entschied sich für das Lehramt. Der Not gehorchend, aber auf der Suche nach einem erhabenen Gedanken, mit dem er im Nachhinein seinem Entschluss eine heldenhafte Fassade geben konnte, hatte Norbert trotz seines Widerstandes gegen die

Vernunft bei Kant Rat geholt. „Tue das, was du anderen empfehlen würdest!“, so stand es, salopp gesagt, in der „Praktischen Vernunft“⁴⁾. Norberts lädierte Reclamausgabe war dem Ästheteten zu schäbig für erhabene Gedanken, die das moralische Gesetz einen Sternenhimmel nennt. In der Buchhandlung war man erstaunt, dass er die „Kritik“ unter Geisteswissenschaften suchte.

„Sie müssen nach unten in den zweiten Stock, wo die Esoterik steht“ erklärte der Verkäufer und war so indiskret zu lächeln, als mein Bruder ihn betroffen ansah. Norbert ließ den Händler stehen und begnügte sich mit seinem Reclam.

Als Rat hatte mein komplizierter Bruder überlebt, doch schleichend waren in den Jahren seines Ruhestandes neue Schwierigkeiten aufgetreten. Vermutlich leidet er an einem vaskulär bedingten Hirnabbau, den er mit den Ressourcen eines Literaten zu kaschieren weiß. Er weiß mitunter nicht, was er in dem Zimmer wollte, das er gerade betreten hatte. Zweimal war schon der Schlüsseldienst bei ihm. Er verwechselt Namen und Fakten, denkt langsam und ermüdet schnell. Die Farben werden blasser. Das Lesen strengte ihn an. Einmal war er bereits am Steuer eingeschlafen, wie lange, wusste er nicht zu angeben, aber er „fuhr noch gerade auf der Straße.“ Seiner Frau wollte Norbert „auf keinen Fall das Lenkrad überlassen“, obwohl sie, wie mir scheint, das Steuer übernommen hat.

Nun hatte ich gelernt, Worte wie „Krankheit“, „Gesundheit“ und „Heilung“ mit Vorsicht in den Mund zu nehmen. Mancher behauptete, er sei krank, aber krank war sein Charakter. Ein anderer wusste nicht, warum er sich

krank fühlte, weil keiner die Diagnose stellte. Ich kannte einen Beamten, der jahrelang als Hypochonder galt. Er litt an einem unerkannten Hirntumor. Ein dritter hielt sich für gesund, obwohl er es nicht war, weil die Umgebung seiner Jugend zwangsläufig zu psychologischen Defekten führte. Der Schaden war heimlich mitgewachsen und hatte Entscheidungen beeinflusst und Entwicklungen gestaltet. Dann gibt es Menschen, für die gilt trotz körperlicher Schwierigkeiten ein Wort, das Norbert gerne selbst zitierte: „Sie sind zwar krank, aber man darf sie nicht bedauern, denn Sie haben die Freuden des Geistes.“⁵⁾

Ich fand es deshalb voreilig, meinem Bruder eine Diagnose zu verpassen, ja hüte mich sogar, ihn krank zu nennen, weil er das Alter hat, das normalerweise Schwierigkeiten macht. Es blieb zu hoffen, dass für ihn die Antwort eines Apothekers gilt, die mir kürzlich nebenbei zu Ohren kam. Der Herr, der vor mir in der Schlange stand, wollte ein Mittel haben, das keinen Krebs erzeugt. „Wie? Sie haben keinen Krebs bekommen? Dann haben sie ja alles richtig gemacht!“

Als ich die Anekdote meinem Bruder vorhielt, reagierte er empfindlich. Wie alle Leute, die gerne austeilen, war er schwach im Nehmen.